



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutschland und die Niederlande in ihren ältesten literarischen
Beziehungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von der Loire eine Armee zu bilden, die noch dazu ganz kriegsungeübt sein würde.

Unsere Politik kann die französische Revolution in Paris vorläufig nicht beeinflussen, da bis jetzt Herr Favre denselben hochfahrenden Ton annimmt wie der Bonapartismus, und wie der Orleanismus es nach Ausweis des fast kindischen Briefes des alten Guizot thut. So gehen wir ruhig vorwärts, und wenn die gegenwärtige Regierung mit keinem Fußbreit französischen Bodens den Frieden erkaufen will, so wird sich Frankreich gegenüber die Geschichte der sybillinischen Bücher wiederholen und die Wasser der Invasion werden steigen, bis eine Regierung da ist, die bereit ist, unsere Forderungen zuzugestehen, und fähig, sie zu erfüllen.

10. Septbr. 1870.

Deutschland und die Niederlande in ihren ältesten literarischen Beziehungen.

W. J. A. Jonckbloet's Geschichte der niederländischen Literatur. Deutsche autorisirte Ausgabe von Wilhelm Berg, mit einem Vorwort von Dr. C. Martin, Professor in Freiburg. Leipzig. 1869.

Da unsere Brüder an der Mündung des Rheins, der Maas und der Schelde sich bis jetzt hartnäckig gegen das sträuben, was ihnen Jacob Grimm schon vor länger als zwanzig Jahren, in seiner Geschichte der deutschen Sprache wohlwollend und prophetisch gerathen hat, nämlich sich wie alle anderen Niederdeutschen der hochdeutschen Schriftsprache anzubequemen, unbeschadet des literarischen Fortbestehens ihrer heimischen Mundart, so müssen sie für das deutsche Publikum, das allenfalls das Plattdeutsche eines Frik Reuter, aber nicht die vielen und sonderbaren Eigenthümlichkeiten des Holländischen und Vlaemischen zu bewältigen vermag, stets auf Dolmetscher bedacht sein. Und doch würde es den meisten der eigentlich Gelehrten und vielen belletristischen Schriftstellern in den nördlichen Niederlanden kaum schwerer werden, sich geeigneten Falles hochdeutsch auszudrücken, als es etwa einem gebornen Niedersachsen oder Westfalen oder gar einem Ostfriesen im 17. und 18. Jahrhundert wurde, zu einer Zeit, wo die Localmundarten im Privatleben und im öffentlichen Verkehr noch eine so viel allgemeinere Herrschaft als heute behaupteten. Denn heute denkt und schreibt selbstverständlich auch z. B. ein Claus Groth oder ein Frik Reuter bei aller Begeisterung für die geliebte niederdeutsche „Muttersprache“ doch zuerst in der wahren

Vatersprache seines Geistes und seiner Bildung, d. h. hochdeutsch, und rück-
 übersezt dies nur in das volkstümliche Idiom. Die nördlichen Niederlande
 aber mit ihrer eigenartigen, seit einem halben Jahrtausend von Deutschland
 fast ganz abgelösten Geschichte, Politik, Staat und Gesellschaft müssen natür-
 lich noch auf lange hinaus sprachlich eine ganz andere Selbständigkeit be-
 haupten als der übrige niederdeutsche Norden unseres Vaterlandes. Schließ-
 lich jedoch bleibt ihnen nur die Wahl, entweder sich der großen deutschen
 oder der großen französischen Masse anzuschließen und man sollte meinen, die
 Entscheidung wäre durch die Natur der Dinge leicht gemacht.

Hören wir freilich das leidenschaftliche und bittere Geschrei des Augen-
 blicks, so geräth man mitunter in Versuchung, an dem Zustandekommen dieses
 so natürlichen Ergebnisses zu verzweifeln. Wer Holland kennt, weiß, daß
 dort eine ganz lächerliche Furcht vor dem Anschluß an Deutschland in der
 Form eines müßigen Preußenhasses grassirt. Es ist genau dieselbe Geistes-
 krankheit, die wir in anderen Gauen Deutschlands so häufig zu beobachten
 Gelegenheit fanden, und ein solcher holländischer Preußenfresser unterscheidet
 sich in nichts von einem Herrn Martin May, Herrn Frese, Herrn Sigl oder
 auch Herrn Dnno Kloppe und Consorten, als daß er noch immer mit Vor-
 liebe aus einer weißen Thonpfeife raucht, während diese Herren unseres
 Wissens dies altmodische Werkzeug längst bei Seite geworfen haben. Genau
 so wie die genannten und ihre ungenannten Brüder in St. Georg und
 St. Veust ließen auch bis vor Kurzem die holländischen „Patrioten“ das Feld-
 geschrei „lieber französisch als preussisch“ laut genug ertönen, und wenn es ihnen
 auch keineswegs Ernst damit ist, weil sie eine annähernd richtige Vor-
 stellung davon haben, wieviel das Französischwerden für ihren Geldbeutel
 und ihr Wohlbefinden — was man in unserem Hochdeutsch Gemüthlich-
 keit nennt — bedeutet, so könnte doch gelegentlich auf eine ihnen sehr un-
 liebsame Weise von gewisser Seite, wo man seine Ohren und die berühmte
 Alluvionstheorie des Onkels nicht vergessen hat, Ernst damit gemacht werden.
 Und da sich jeder Franzose selbstverständlich zu dieser Alluvionstheorie be-
 kennt, so würde man an der Seine sogar ein sehr populäres Geschäft mit
 ihrer praktischen Ausbeutung machen.

Es steht damit im engsten Zusammenhange, daß bis zu dieser Stunde
 die Holländer, wenn sie für ein größeres Publicum als das ihrer eigenen
 kleinen Sprache schreiben wollen, sich viel lieber und viel öfter des Französi-
 schen als des Hochdeutschen bedienen. Ein deutsches Buch im Haag gedruckt
 und verlegt, wie Dr. Kern's Glossen in der Lex salica (1869) ist ein wahres
 Phänomen; dagegen laufen „à la Haye“ duzendweise Bücher aus allen mög-
 lichen wissenschaftlichen Fächern, aber auch aus dem Bereiche der populären
 und belletristischen Literatur von Stapel, zunächst nach Paris, um dort mit

vornehmer Gönnermiene als schuldiger Tribut für die an der Spitze der Cultur marschirende Turcosprache registriert und im Stillen als langweilig, steif und von Idiotismen wimmelnd ausgelacht zu werden.

Etwas anders verhält es sich mit der Sprache der südlichen Niederlande, dem sogenannten Vlaemischen. Bekanntlich unterscheidet es sich von dem Holländischen im Wesentlichen nur durch eine alterthümlichere und zugleich einfachere Orthographie. Einer Wiedervereinigung der beiden Idiome steht sprachlich nichts im Wege, sobald nur dies äußere Hinderniß beseitigt ist. Denn daß das Holländische im Durchschnitt mehr lateinische und französische „Bastardwörter“, wie man sie in den Niederlanden gern nennt, in sich aufgenommen hat, als das Vlaemische der gebildeten Schriftsteller unserer Tage, begründet doch keinen specifischen Unterschied. Es käme nur darauf an, daß für die Zukunft die Schriftsteller des Nordens dem guten Beispiele ihrer Kollegen im Süden folgten, und auch so ist es nichts auffallendes, wenn ein Autor oder eine Gruppe davon vor der andern durch einen feineren Sinn für die Reinheit der Sprache sich auszeichnet.

Aber selbst wenn die literarische Wiedervereinigung beider niederdeutscher Schriftsprachen glücken und die Einheit wieder hergestellt werden sollte, die bis zum 17. Jahrhundert bestanden hatte, so wäre damit nicht viel gewonnen. Denn das „Dietsche“, d. h. im englischen Sinne des Wortes Dutch das Gemeinniederländische würde auch vereinigt weder zu dem Hochdeutschen noch zu dem Französischen eine andere Stellung einnehmen als vereinzelt. Und vielleicht dürfte es dann noch schwerer halten, wenigstens die nordniederländische Literatur dermaleinst rückhaltlos in die deutsche einmünden zu lassen, wie es Natur und Geschichte zu fordern scheinen. Nicht als wenn im Süden, auf vlaemischem Boden, lebhaftere Sympathie für das Französische und Franzosenthum anzutreffen wäre als im Norden. Es gibt ja keinen Fleck Erde, wo das „wälsche Wesen“ bitterer gehaßt würde als in Flandern, und man hat sich hier trotz aller unleugbarer Antipathien gegen Preußen und Sympathien für Oestreich niemals bis zu jener selbstmörderischen Uebernheit fortreißen lassen, mit den Franzosen zu liebäugeln, bloß um Bismarck zu ärgern und zu erschrecken. Was man hier heute noch wie zur Zeit der Artevelde „Fransquillons“ nennt, löst sich von selbst aus dem Zusammenhang mit der übrigen Nation und macht nicht Anspruch, gut niederländisch zu sein, was doch immer jene holländischen Patrioten, die nach einer französischen Allianz schreien, von sich behaupten. Entweder sind es geborne Franzosen, Abenteurer, die in Belgien ihr Glück machen wollten und es nicht gemacht haben, oder auch Eingeborene, denen das wirkliche oder vermeintliche Interesse ihres Geldbeutels Alles ist und die Nationalität und Freiheit nichts. Rübenzuckerfabrikanten, Kohlenminenbesitzer u. haben ausgerechnet, daß sie bei einer

Vereinigung mit Frankreich glänzendere Geschäfte als jetzt machen würden, und darum betreiben sie dieselbe, nicht aus irgend welcher Sympathie für Frankreich oder das französische Wesen. Sie würden genau ebenso annexionslustig sein, läge an der Stelle des Empire das Königreich Dahomey oder Timbuktu.

Einstweilen sind sie der belgischen Selbständigkeit und insoweit auch die Selbständigkeit der nationalen Sprache damit zusammenhängt, dieser noch nicht gefährlich geworden, auch sprechen sie je nach ihrer Herkunft und Erziehung ebenso gut vlaemisch wie französisch oder wallonisch. Sie würden auch nichts dagegen haben, weder wenn sich das Vlaemische mit dem Holländischen vereinigte, noch auch wenn es gelänge, eine Brücke zu dem Hochdeutschen hinüberzuschlagen. Das eine wie das andere steht ja außer aller Beziehung zu dem Geschäft.

Bekanntlich hat man in Belgien schon öfter versucht, eine directe Verbindung mit dem Hochdeutschen herzustellen. Mehrere Zeitschriften, von denen eine unseres Wissens nach heute in Brüssel vegetirt, waren dieser einstweilen sehr undankbaren Aufgabe gewidmet und die deutsche Presse hat es an sympathischen Rundgebungen nicht fehlen lassen. Waren ja auch die „Grenzboten“ selbst ursprünglich dieser Idee geweiht. Aber mit dem allen ist die Sache nicht gefördert worden. Denn so lange man, wie bisher immer, von dem Gedanken der gegenseitigen Gleichberechtigung beider Sprachen, des Vlaemischen und des Hochdeutschen ausging, mochte man sich in Deutschland wohl theoretisch für die von den Vlaemingen ausgestreckte Bruderhand begeistern, aber wer nicht besondere literarische Interessen verfolgt, wer einfach nur die Sprache als Mittel des Ausdruckes betrachtet, dem kann es nicht einfallen, aus bloßer nationaler Sympathie vlaemische Bücher lesen zu lernen, so leicht das immer sein mag. Unser Instinct sagt uns, daß die Vlaeminge Alles von uns und wir nichts von ihnen literarisch zu gewinnen haben, und die gesunde Logik folgert daraus, daß es an ihnen ist, hochdeutsch zu lernen und zu schreiben, wenn sie keine Franzosen sein oder werden wollen. Doch steht dieser Einsicht auf der anderen Seite außer der nationalen Selbstgefälligkeit noch vieles andere im Wege und eines dieser Hindernisse erscheint uns vor derhand unüberwindlich. Es ist dasselbe, welches zugleich jede ächte, dauernde Union mit dem Nordniederländischen unmöglich macht, obgleich sie vom Standpunkt des Lexicons und der Grammatik so leicht scheint: nämlich der specifisch katholische Geist, welcher das süd-niederländische Volksthum erfüllt. Wie er hinein gekommen — denn von Hause aus und vor Alba und dem Blutrath war er nicht darin — geht uns hier nichts an, genug, jetzt beherrscht er es bis in seine innersten Tiefen. Das Nordniederländische ist aber ebenso specifisch protestantisch, obgleich es fanatische Katholiken in Menge in

Holland gibt. Es steht darin dem Hochdeutschen gleich, das so viel Katholiken es schreiben und sprechen und zur Bekämpfung des protestantischen Geistes mißbraucht haben und brauchen, doch seinen durch und durch protestantischen Stempel niemals, bis sein letzter Laut verklungen sein wird, verleugnen kann.

Bisher hat man diesen wichtigsten Punkt entweder übersehen oder geflissentlich ignorirt, so bei den lebhaften Verhandlungen, die in den letzten Jahren auf Congressen und in der Literatur über die Unionsangelegenheit gepflogen worden sind. Aber er würde sich sofort in seiner verhängnißvollen Bedeutung zeigen, sobald man zu einem Abschluß gelangt zu sein glaubte. Einstweilen wird die Sache der niederdeutschen Sprache in Belgien sehr eifrig von dem Clerus verfolgt, und an ihm hat sie ihre kräftigste Stütze gegen die eigene Landesregierung und die Mehrzahl der französisch Gebildeten, die man nur nicht mit Parteigängern für Frankreich verwechseln darf. Oft sind die glühendsten Eiferer für die belgische Selbständigkeit zugleich die fanatischsten Apostel der französischen Sprache und Literatur, entweder als geborene Wallonen oder weil sie, um eine möglichst compacte Einheit ihres Staates herzustellen, die sprachliche Trennung im Volke aufheben wollen und dafür nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge kein anderes Mittel wissen, als dem Französischen, das sie allein kennen, zur ausschließlichen Herrschaft zu verhelfen. Dazu kommt noch, daß die bisherige Allianz des Clerus mit der vlaemischen Bewegung dieser in den Augen der Liberalen sehr schaden mußte. Sie sahen ganz richtig, daß die Antipathie gegen die französische Sprache nicht sowohl dieser als den Ideen gilt, welche Voltaire und die Encyclopaedisten in französischer Sprache zum Gemeingut der Welt gemacht haben. Ganz vor Kurzem hat sich nun zwar auch eine liberale Fraction der Vlaeminge herausgebildet, aber es fragt sich, ob sie Lebensfähigkeit hat, oder ob es bloß eine todtgeborene Speculation, einmal auf die Sympathieen ihrer liberalen Landsleute und dann auf die protestantischen Sprachverwandten in Nordniederland ist. Sollte sie wirkliche Erfolge erzielen, so würden wir sehr bald das Schauspiel erleben, wie der vlaemisch gesinnte Clerus mit Sack und Pack in das Lager der eigentlichen Fransquillons übergeht. Denn er ist hier so wenig wie in Bayern oder Tirol oder Böhmen oder sonst wo auf deutschem Boden national, sondern römisch und nur dann national, wenn das nationale Element sich von dem römischen knechten läßt.

Noch rascher und entschiedener würde eine solche Wendung eintreten, wenn das Vlämische sich unmittelbar an das Hochdeutsche anlehnen wollte. Dies gilt in der ganzen römischen Welt als die Sprache der Ketzerei an sich, als die eigentliche Sprache Belial's, und mit Recht, daher es überall

auch da, wo es sich in einen katholischen Mantel hüllt, von der römischen Willkür mit Feuer und Schwert bekämpft wird. Selbst die Sprache Diderot's und Voltaire's erscheint ihr im Vergleich mit der Sprache Luther's und Kant's unschuldig, ebenfalls mit Recht, denn sie fühlt die innerste Wahlverwandtschaft zwischen dem französischen und römisch-ultramontanen Geiste instinctiv heraus, die die heutigen Epigonen des 18. Jahrh. ableugnen möchten.

Alles dies unbefangen betrachtet, wird es schwer halten, der vlaemischen Sprachbewegung ein günstiges Horoskop zu stellen. Sie kann in ihrer gegenwärtigen Isolirung auf keine großen Erfolge zählen, weil ihre Gegner zu mächtig und gebildet sind, sie kann aber auch nicht aus ihrer Isolirung heraus, weil sie sich damit den Boden in dem Volke der Heimath entziehen würde, über das der Klerus noch immer unbeschränkt gebietet. Sie kann endlich nicht daran denken, eine Propaganda in Scene zu setzen, etwa so wie die, wodurch die tschechische Clique — ursprünglich auch nur ein Duzend Literaten und Abenteurer — so große Erfolge errungen hat, die wir am wenigsten ableugnen, weil wir sie am härtesten verurtheilen. Dem widerstrebt schon der niederdeutsche, der deutsche Volksgeist überhaupt. Dazu gehört nothwendigerweise eine Nationalität, der die Disciplin durch die Knute angeboren ist und die blindlings Ordre parirt, weil sie für das, was wir vernünftige Ueberzeugung nennen, kein Organ besitzt. Auch hätte eine vlaemische Propaganda es mit andern Gegnern zu thun als die tschechische. Die indolenten und feigen Mitschuldigen und Opfer des Metternich'schen und Kollowratschen Systems sind an den Ufern der Maas und Schelde nicht zu finden. —

Unter so bewandten Umständen wird man in Deutschland mehr und mehr zu der Einsicht gelangen müssen, daß das vlaemische Sprachelement in Belgien zwar im höchsten Grade aus Gründen der Politik und der Nationalität unsere Theilnahme verdient, daß wir aber kaum darauf rechnen dürfen, es in eine directe lebendige Gemeinschaft weder zu dem Holländischen noch zu dem Hochdeutschen treten zu sehen. Sobald die politische Selbstständigkeit Belgiens durch Frankreich ernstlich und offen bedroht ist, wie sie es bisher nur durch geheime Ränke und finstere Complotte war, muß Deutschland selbstverständlich alle seine Kraft für sie einsetzen, aber nicht deshalb, weil dort niederdeutsche Sprachgenossen wohnen, sondern weil der Rhein ohne die Vormauer Belgiens nicht vertheidigt werden kann.

Anders dagegen ist unsere Stellung zum Holländischen. Mag ihm auch einstweilen jenes natürliche Ziel, das wir oben bezeichneten, die Anlehnung an das Hochdeutsche, noch unerreichbar sein, weil sich Gebirge von altererbten und neugepflügten Vorurtheilen, von Selbstüberschätzung und hochmüthiger Verachtung nicht so leicht und so bald übersteigen lassen, so begrüßen wir doch

jeden Schritt vorwärts mit aufrichtiger Freude. Denn obgleich das welt-historische „Wir können warten“ auch für unsere allgemeine Stellung zu den Niederlanden, insbesondere aber für die unserer Literatur zu der holländischen gilt, so weiß doch jedermann, daß allzulanges Warten sehr unangenehm auf das Gemüth wirkt und auch sonst manches Bedenkliche hat. Ein solcher Schritt vorwärts scheint uns nun mit dem Buche Jonckbloets gethan. Er hat es zwar nicht deutsch geschrieben, aber doch für einen sachverständigen Uebersetzer gesorgt und jedenfalls auch die deutsche gelehrte Welt ebenso dabei im Auge gehabt wie den kleinen, aber tüchtigen Kreis seiner Fachgenossen in der Heimath. Die Früchte der deutschen Philologie reifen jetzt auch auf holländischem Boden, aber es wird nicht überflüssig sein zu erwähnen, daß die von Grimm und Lachmann gegründete Wissenschaft dort erst seit etwa einem Menschenalter heimisch geworden ist. Die Deutschen: Mone, Kaasler, Hoffmann v. F. gaben die erste Anregung. Ihnen sind die Willems und Serrure in Belgien, Vischer, de Vries, Harrebomer, Jonckbloet in Holland gefolgt, und jetzt rührt es sich dort unter der jüngeren Generation so kräftig und frisch wie in Deutschland selbst. Die große Erweiterung des Gesichtskreises, welche unsere deutsche Philologie durch ihre Verbindung mit den sog. vergleichenden Sprach- und Culturstudien gewonnen hat, ist auch dort gebührend gewürdigt worden, und es steht auch in dieser Beziehung die holländische Wissenschaft ganz ebenbürtig neben der deutschen, oder vielmehr als ein lebendiges Glied in der Gemeinsamkeit derselben. Abgesehen von dem ein wenig fremdartigen Gewand der niederdeutschen Sprache fühlen wir uns in den holländischen Büchern in ebenso heimischer Umgebung wie in den deutschen. Das Fremdartige besteht jedoch nicht bloß darin, daß die Holländer *z* für *s*, *t* für *z* oder *ß*, *ij* für *ei* etc. schreiben und eine große Zahl von Worten und Wendungen gebrauchen, die wir Hochdeutschen etnwedder nicht mehr besitzen oder nie besessen haben, sondern auch in einer eigenthümlichen Art des Stiles und der Darstellung, welche ihren Büchern eine gewisse behagliche Breite und eine leichtere Zugänglichkeit verleiht, als sie im allgemeinen hochdeutsche wissenschaftliche Werke zu besitzen pflegen. Jeder deutsche Leser wird auch von Jonckbloets neuestem Werke diesen Eindruck erhalten, und wenn er sich auch sagen kann, daß hie und da einige Längen ohne Schaden für den Inhalt sich hätten kürzen lassen, wird er sie doch mit dem andern passiren lassen, weil sich das Ganze so bequem liest, ohne doch an Gründlichkeit irgendwo erheblichen Mangel zu leiden.

Schon vor längeren Jahren hat sich Jonckbloet durch seine Geschichte der mittelniederländischen Dichtkunst in 3 starken Bänden (1851–55) als der eigentliche Literaturhistoriker der holländischen Germanisten bewährt. Sein Buch nimmt dort ziemlich dieselbe beherrschende Stellung ein, wie es in Deutsch-

land Gervinus bis vor Kurzem gethan hat. Beiläufig bemerkt, ist es auch sichtbar unter dem Einfluß des deutschen Literaturhistorikers concipirt und ausgearbeitet, nur mit größerer Pietät gegen das Material. Der patriotische Holländer vermochte es nicht, sich zu einer so souverän ab- und verurtheilenden Objectivität emporzuschwingen, wie sie Gervinus zu besitzen glaubt und wie so viele Nachtreter sie von ihm sich anzueignen bemüht haben. Jonckbloet hat ein warmes, fast zu warmes Herz für jeden Laut und Vers der Muttersprache und bringt es nicht über sich, selbst das eigentlich Gehaltlose oder Schwache geradezu zu verdammen. Insofern gleicht er wieder mehr dem deutschen Vilmar, wiewohl er von dessen religiösen und politischen Schrullen oder Vorurtheilen entfernt ist, denn seiner Bildung und Gesinnung nach darf er für ebenso frei gelten wie sein Meister Gervinus.

Die drei Bände der niederländischen Geschichte der Poesie im Mittelalter umspannen denselben Stoff und Zeitraum, den der erste vorliegende Band des neuesten Werkes behandelt. Da es aber nicht bloß die Verskunst, sondern auch die Prosa, ja auch bis zu einer gewissen Grenze die wissenschaftliche Bewegung darzustellen unternimmt, so ist sein Inhalt ein vielseitigerer als der jenes früheren dreibändigen Werkes. Wesentlich ist auch hier die Dichtkunst berücksichtigt, da sie für das Mittelalter so ziemlich die einzige übliche Form gebildeter Darstellung geliefert hat. Denn während sich in der hochdeutschen Literatur seit der Mitte des 13. Jahrhundert ein reicher Prosaschatz geistlichen und weltlichen Inhalts entwickelte, der an stilistischer Durchbildung genau auf der Höhe der vorausgegangenen großen poetischen Meister stand, während auf niedersächsischem und niederrheinischem Gebiete die Prosa weitaus alle gleichzeitigen und früheren poetischen Leistungen überholte — denn wie ließe sich irgend ein niederdeutsches gereimtes Denkmal mit der unübertroffenen Prosa des Sachsenspiegels, der Reptkautischen Chronik oder mancher Theile der Magdeburger Schöppenchronik vergleichen? — weist die mittelniederländische Literatur verhältnismäßig sehr spärliche prosaische Erzeugnisse auf, und darunter kein einziges von Bedeutung. Erst der bekannte Mystiker Ruysbroeck im vierzehnten Jahrhundert leistete in der geistlichen Prosa ähnliches, aber durchaus nicht gleiches wie seine hoch- und mitteldeutschen Vorgänger und Zeitgenossen David v. Augsburg, Hermann v. Frislar, Nicolaus v. Straßburg, Bruder Eckart, Tauler, Heinrich der Euse, Rulman Merwin und viele andere namenlose, aber an Kunst der Prosa ihnen gleiche oder überlegene.

Eine Literatur, in welcher die poetische Form auf Kosten der Prosa sich übermäßig geltend macht, muß deshalb noch nicht oder kann vielleicht grade deshalb nicht in der Poesie etwas Ausgezeichnetes leisten. Die mittelniederländische hat unzählige Verse, darunter auch einige gute hervorgebracht, aber

mit einer einzigen und noch dazu bedingten Ausnahme nichts vom ersten Range. Sie ist einmal fast nur eine Uebersetzungsliteratur. Auch die mittelhochdeutsche ist das anfangs gewesen und bekanntlich in einem ihrer kräftigsten Zweige, in dem romantischen oder höfischen Epos, insoweit immer geblieben, als selbst ein Hartman von der Aue, Wolfram, Gottfried v. Straßburg nicht bloß ihre Stoffe, sondern auch einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Auffassung der Fremde entlehnten. Aber die mittelniederländischen Uebersetzungen französischer Rittergedichte sind auch in unserem Sinne Uebersetzungen, höchstens freie Uebertragungen, was nur ein völlig Unwissender von unserm hochdeutschen Iwein, Parzival, Tristan behaupten könnte. Hier treten uns mächtige poetische Individualitäten entgegen, dort nur mehr oder minder geschickte Handlanger. Dann ist auch der Kreis der mittelniederländischen Verskunst ein sehr beschränkter, wenigstens in der Zeit, wo sie im übrigen Deutschland in hochdeutscher Zunge sich am reichsten und vielseitigsten entfaltete. Die ganze unendliche Fülle des Minnegesangs oder der Lyrik, die bekanntlich doch noch viel mehr als das, was wir uns unter Minnegesang denken, bietet, schmilzt auf niederländischem Boden zu einem Paar Liederchen zusammen; die noch immer etwas unterschätzte Didaktik, das philosophische Lehrgedicht der Zeit, ist fast gar nicht vorhanden, die Epik nur auf die höfischen Stoffe beschränkt: kaum daß eine wenig gelungene Uebersetzung der Nibelungen darauf hinweist, wie in der Heimat der Siegfrieds-Sage diese wenigstens nicht ganz vergessen war. Ohne Zweifel erklärt sich dies zum Theil durch die nachweisbare Herrschaft zweier anderer unendlich überlegener Literaturen, einmal der hochdeutschen, dann der französischen. Neben ihnen blieb der heimischen weder ein eigentliches Terrain, noch ein Publikum, und sehen wir von der unnatürlichen Herrschaft des Französischen ab, so hätte das Niederländische damals wirklich seine bescheidene untergeordnete Stellung als Sprache begriffen. Erst als die Blüthe der französischen und deutschen Poesie von innen heraus welkte, als in ganz Europa das neue bürgerliche Zeitalter anbrach und in den Niederlanden voller und glänzender als irgendwo, erhob sich eine relativ selbständige niederländische Literatur. Angekündigt war sie schon früher durch den in Flandern entstandenen Reinaert. Die deutsche Thiersage ist in ihm so entschieden localisirt und von der Atmosphäre der Landschaft durchzogen, daß man ihn genau mit demselben Rechte wie man den Parzival und Tristan deutsch nennt, niederländisch nennen muß, denn auch er ruht zunächst auf einer französischen Unterlage, aber sie ist nicht sein Original und er nicht ihre Nachbildung. Weniger der Umstand, daß die Thiersabel im französischen Gewande zuletzt doch nur ein deutsches Eigenthum in fremder Einkleidung ist, als vielmehr die innere Verwandtschaft ihres Inhaltes mit dem realistischen Typus des niederländi-

schen Volksgeistes erhebt den Reinaert zu der einzigen wirklich originellen und wenn man will classischen Schöpfung der gesamten niederländischen Literatur des Mittelalters. Denn jene bürgerliche Veräskunft eines Maerlant, de Clerck, Dirk Potter und anderer steht zwar auf derselben Höhe wie die unseres Hug von Trimberg, Teichner, Hans Vintler, aber sie enthält nur bürgerlich-prosaische Lehrstoffe in dem herkömmlichen poetischen Gewande. Von der poetischen Beseelung eines Freidank, Thomasin, Winsbefe zeigt sie keine Spur. Nur das eigentliche Volkslied, das hier wie im übrigen Deutschland und aus demselben Grunde seit dem 14. Jahrhundert erwuchs, bezeugt, daß auch in einer eminent prosaischen Zeit immer noch in der Tiefe eine Ader von Poesie quillt. Aber es ist unmöglich, zu bestimmen, woher die sie nährenden einzelnen Tropfen stammen. —

Wie in Deutschland hat auch in den Niederlanden das ausklingende Mittelalter eine Fülle dramatischer Erzeugnisse hervorgebracht. Sie stehen mit dem einen Fuß in der alten Zeit, mit dem andern in der neuen. Der Geist der mittelalterlichen Kunst ist hier so wenig wie anderwärts für diese Art der Poesie eigentlich angelegt gewesen, doch hätte er nicht der eines farbenfrohen, von Lebenskraft und Lebenslust geschwellten Volkes sein müssen, wie er es war, wenn er nicht gleichsam gegen seine eigene Natur fortwährend nach den anschaulichsten, am meisten auf die Phantasie wirkenden Darstellungsmitteln scenischer Aufführung hingedrängt hätte. So wimmelt es in allen Perioden des Mittelalters von naturalistischen Versuchen darin; bei allen Festlichkeiten, allen Gelagen, namentlich aber da, wo nicht bloß die höheren Stände, sondern auch das eigentliche Volk sich als Festgeber und Festgast in einer Person geriren konnte, werden Schauspiele und Schauspielere unter den verschiedensten Namen erwähnt. Alle diejenigen, von deren Händen damals allein die Feder der Geschichtschreibung geführt wurde, waren mit einer nur in diesem einen Punkte erscheinenden Einstimmigkeit überzeugt, daß das gesammte Schauspielwesen eine mindestens sehr gefährliche, gewöhnlich eine direct gottlose Sache sei, aber sie vermochten doch nicht es auszurotten. Ja die Kirche, welche sich damals mit dem Volksgeist so zu sagen immer auf dem Laufenden erhielt und ihm so weit als möglich Concessionen machte unter der stillschweigenden Bedingung, daß er ihr in seiner ganzen übrigen Sphäre unterthan sei, nahm einen Theil dieses dramatischen Triebes unter ihr Patronat. So entstand das geistliche Volkschauspiel, das schon im Hochmittelalter, im 12. und 13. Jahrhundert überall in Europa eine vollkommen anerkannte, in das eigentlich christliche Volksleben aufgenommene Thatsache war. Aber niemals ist es auch nur entfernt zu jener Höhe künstlerischer Ausbildung gelangt, welche gleichzeitig und an denselben Orten die Epik und Lyrik erstiegen. Kein einziger der hunderte von namhaften Dich-

tern, die wir in deutscher, französischer, provenzalischer Zunge kennen, hat je daran gedacht, ein Drama zu schaffen. Es blieb auch, nachdem es in seinen officiellen oder recipirten Aeußerungen fromm geworden war, unhöflich. Dichter und Darsteller, so geschickte Leute sie sonst sein mochten, gehörten nicht zu der gebildeten Gesellschaft und was nothwendig damit zusammenhängt, sie arbeiteten auch nicht für dieselbe. Daher ist es auch die gröbere Mundart, die in allen uns erhaltenen Resten dieser älteren Dramatik allein Geltung hat, für unser unvermitteltes Gefühl aufs seltsamste durchschnitten von dem Latein der Kirche, das im Anfang und später für einen engeren Zuhörerkreis, aus eigentlichen Klerikern und Mönchen und dem zahlreichen Personal ihrer Dom-, Stifts- und Klosterschulen bestehend, ausschließliche Geltung hatte, bis es für das weltliche Publikum mehr und mehr durch die Volkssprache beschränkt und endlich, einige allgemein bekannte Phrasen abgerechnet, ganz verdrängt wurde.

Als die höfische Epik und Lyrik verklingen war oder vertrocknete, brauchte das Drama nicht erst zu entstehen, denn es war schon lange in reichster Fülle da gewesen. Aber jetzt erhielt es Raum in der guten Gesellschaft, denn nunmehr waren es nicht mehr Ritter und Damen, aus denen sie bestand, sondern Kaufleute und Industrielle und zwischen ihnen, gleichsam nur eingesprengt, einzelne Hofkreise, die an Sitte und Formen die alten Traditionen der aristokratischen Vergangenheit möglichst übertrieben festhielten und spielend caricirten, während sie gerade so fühlten und dachten, aßen und tranken, scherzten und liebten, wie die damals alles beherrschende städtische Bürgerschaft. Doch wurde es dadurch nicht so sehr gehoben, als man hätte vermuthen sollen. Während einstmal die großen Dichter der Zeit es nicht beachtet hatten, gab es jetzt keine großen Dichter mehr und es bedurfte erst des gewaltigen idealen Anstoßes der Reformation und was mit ihr zusammenhängt, um Talente hervorzubringen, die einem Wolfram, Gottfried, oder auch einem Walthar ebenbürtig, zum Theil ihnen selbst überlegen waren. Aber an Masse der Produktion übertraf diese dramatische Periode womöglich die vorhergegangene episch-lyrische, und wenn das für ganz Deutschland gilt, so gilt es noch ganz besonders für die Niederlande. Noch immer nimmt das geistliche Drama seinen Ehrenplatz ein, aber an Zahl und Bedeutung überwiegen die weltlichen Stoffe. Unter diesen mag sich das Gewicht ungefähr ziemlich gleich auf die ernste und auf die komische Gattung vertheilen, wenigstens wird es den Zeitgenossen so gescheinen haben. Für unsere Gaumen sind begreiflich die Erzeugnisse der letzteren, des Lustspieles oder der eigentlichen Posse, um vieles genießbarer, aber man hüte sich, unsern heutigen Geschmack rückwärts in die Seelen unserer Vorväter hineinzuescamotiren.

Faßt man diese zahllosen dramatischen Producte zusammen, rechnet man hinzu, was in anderen Gattungen der Literatur gleichzeitig zu Tage gefördert wurde und gleichviel ob gehaltvoll oder nicht, immer ein dankbares Publikum fand — hätte es ein solches nicht gefunden, so würde sich bald ein sichtbarer Nachlaß der Thätigkeit eingestellt haben, während sie sich doch im ganzen 15. und 16. Jahrhundert zusehends steigert und verbreitert — so staunt man über die Unerfättlichkeit jener Periode. Es ist wahr, sie besaß einen derben Magen, aber nach heutigen Begriffen würde auch der derbste nicht vorhalten, um solche Kost in solcher Masse zu bewältigen. Erst gegen die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts stellt sich sichtbar eine gewisse Uebersättigung ein, und von diesem Zeitpunkt datirt jene tiefeinschneidende, die ganze folgende Periode bis heute beherrschende Scheidung zwischen dem gebildeten Publikum, was allein auch das Lesende vorstellt und dem ungebildeten, was gar nicht oder so wenig wie möglich liest. Vorgearbeitet war ihr schon seit beinahe zwei Jahrhunderten, seitdem es wieder Leute gab, welche sich an Virgil und Seneca, an Horaz und Claudian schulten und begeisterten. Ihre lateinischen Oden, Epen und Dramen versertigten sie mit stolzem Bewußtsein der Exclusivität nur für ein kleines gewähltes Publicum, das gerade so wie sie durch die Poetenschulen die Rohheit der Volkssprache und der Volksliteratur hatte verabscheuen lernen. Aber dieselben Leute verschmähten es doch nicht, zu dem Volke in seiner eigenen Sprache zu sprechen, entweder weil der nationale Geist sie gleichsam gegen ihre Ueberzeugung mit fortriß, oder weil sie es vorzogen, zu Millionen deutsch, statt zu einigen tausenden lateinisch zu reden.

(Schluß folgt.)

Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen Geschichtsschreibung.

VI. Mexico.

Von La Soledad bis zu Maximilian's Ankunft in Veracruz.

Die Verwerfung der Convention von La Soledad von Seiten Frankreichs hatte die Lösung der Coalition zur nächsten Folge. England war von Anfang an entschlossen, sich von Frankreich zu keiner Einmischungs- oder Restaurationspolitik verleiten zu lassen, Spanien schloß sich der englischen Auffassung an, sobald es erkannt hatte, daß wohl die Gründung einer mexi-